Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 1. April | 1921 / Nr. 75.

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von
Burton E. Stevenson.

(22. Fortsetzung.) Nachdruck verboten

Ich erklärte mich mit all diesen Maßnahmen einverstanden, aber ich kehrte ganz niedergedrückt in mein Büro zurück. Die Sammlung Vantines war mir imer wie ein Teil seiner selbst erschienen; noch mehr betraf dies den Teil des Hauses, in dem sie aufbewahrt worden war. Sie würde viel von ihrer Schönheit und von ihrer Bedeutung verlieren, wenn sie mit Schildchen versehen und in steifer Ordnung an den Wänden eines Museums aufgereiht sein würde, und es kam mir der Gedanke, daß es für New York eine glänzende Bereicherung wäre, wenn dieses alte Haus und sein Inhalt unberührt erhalten bleiben würde, als anschauliches Lehrbeispiel für die nervöse, rastlose jüngere Generation, wie viel ruhiger und kultivierter die Lebensführung der älteren Generation gewesen, etwa in der Art, wie das schöne alte Plantin-Moretus-Museum in Antwerpen einen Vorwurf bildet für jene heutigen Verleger, die die Literatur als eine Ware betrachten, die auf gleicher Stufe mit Seife und Käse steht.

Das würde sich natürlich nicht machen lassen; die letzte Schranke für die geschäftliche Invasion der Avenue würde niedergelegt werden; diese heldenmütige Nachhut der alten Lebensordnung würde aufgerieben werden; in einem oder zwei Jahren würde sich ein Monstrum aus Stahl und Eisen auf dem Platze erheben, wo drei Generationen der Vantines ihr Leben verbracht hatten; und die Sammlung, so einheitlich und zusammenhängend, der der letzte dieser Familie sein Leben geweiht hatte, würde in den Riesensammlungen des Museums untertauchen und sich verlieren. Das war ein trauriges Ende!

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, Herr Lester," sagte der Bürojunge, als ich mich an meinem Schreibtisch niederließ, und einen Augenblick später wurde Herr Felix Armand zu mir hereingeführt.

Ich braucht nur die Augen zu schließen, um mir diese fesselnde Persönlichkeit ins Gedächtnis zu rufen. Ich bin selten einem bemerkenswerteren Menschen begegnet. Er hatte ein wettergebräuntes Gesicht und klare Augen, einen dunklen Vollbart und langes, fast noch schwarzes Haar — wie es sich um die Schläfen legte, kann ich nur mit dem Worte faszinierend bezeichnen — und erweckte einen Eindruck von imponierender Stärke und Männlichkeit. Außerdem hatte er etwas Kultiviertes an sich, das sich auf den ersten Blick verriet — das Benehmen eines Mannes, der viel gereist ist, viel gesehen und mit vielen Menschen hohen und niederen Standes verkehrt hat, das Benehmen eines Mannes, der sich überall, in jeder Gesellschaftsschicht zu Hause fühlt. Es ist mir nicht möglich, mit bloßen Worten auch nur entfernt einen Begriff von seiner lebhaften Persönlichkeit zu geben. Aber ich muß gestehen, daß ich vom ersten Augenblick an einen bedeutenden und angenehmen Eindruck von ihm gewann. Und dieser Eindruck hat sich noch verstärkt.

„Ich spreche sehr schlecht Englisch," sagte er, als er sich niedersetzte. „Wenn Sie Französisch sprechen . . . ."

„Nicht halb so gut als Sie Englisch sprechen," erwiderte ich lachend. „Das kann ich aus Ihrem ersten Satz ableiten."

„In diesem Falle werde ich mein Bestes tun," sagte er lächelnd, „entschuldigen Sie bitte meine Fehler. Zuerst, Herr Lester, muß ich Sie betreffs Armand und Sohn für diesen unverzeihlichen Irrtum um Entschuldigung bitten."

„Es hat sich also wirklich um einen Irrtum gehandelt?" fragte ich.

„Um einen Irrtum, der uns sehr unangenehm gewesen ist. Wir können uns denselben nicht erklären. Glauben Sie mir, Herr Lester, es kommen selten Irrtümer bei uns vor; wir haben einen Ruf, auf den wir sehr stolz sind; aber das Schränkchen, das Herr Vantine kaufte, blieb in unserem Lagerhaus stehen, während dieses andere verpackt und an ihn abgeschickt wurde. Wir haben die strengste Untersuchung veranlaßt."

„Also ist das Schränkchen, das Herrn Vantine gehört, immer noch in Paris?"

„Nein, Herr Lester, der Irrtum ist vor einigen Tagen entdeckt worden, und das Schränkchen, das Herrn Vantine gehört, wurde an meine Adresse hier aufgegeben. Es muß nächsten Mittwoch mit der „Provence" eintreffen. Ich werde es selbst in Empfang nehmen und Herrn Vantine abliefern."

„Herr Vantine ist tot," sagte ich. „Wußten Sie es nicht?"

Er sah mich einen Augenblick starr an, als könne er meine Mitteilung nicht begreifen.

„Sagten Sie nicht, daß Herr Vantine tot ist?" fragte er dann stotternd.

Ich erzählte ihm kurz, was ich von der Tragödie wußte, während er mich mit bestürzter Miene betrachtete.

„Seltsam, daß Sie nichts davon in den Zeitungen gelesen haben," fügte ich hinzu. „Sie waren voll von Berichten darüber."

„Ich habe Bekannte in Quebec besucht," erklärte er. „Dort traf mich die Nachricht von unserem Hause, die mich eiligst zurückberief. Ich fuhr geradenwegs von der Bahn hierher, unglücklicherweise ohne Sie zu treffen."

„Es tut mir leid, daß ich Ihnen so viel Mühe verursacht habe," bemerkte ich.

„Aber lieber Herr Lester," erwiderte er, „wir müssen uns Mühe geben. Ein solcher Fehler ist ein Unglück für uns. Mein Vater, der noch von der alten Schule ist, war ganz aufgeregt darüber. Aber das Hinscheiden des Herrn Vantine ist ein großer Schlag für mich. Ich bin oft mit ihm zusammengetroffen. Er war wirklich ein Kenner, wir haben einen unserer geschätzten Gönner verloren. Er wurde also in einem Zimmer in seinem Hause tot aufgefunden?"

„Ja, und der Tod rührte von einer kleinen Verwundung an der Hand her, in die irgend ein sehr wirksames Gift eingespritzt worden war."

„Höchst merkwürdig! Wie wurde diese Wunde verursacht?"

„Das wissen wir nicht. Ich hatte eine Theorie . . ."

„Ja?" fragte er, wobei seine Augen vor Interesse funkelten.

„Wenige Stunden zuvor war ein anderer Mann in dem gleichen Zimmer, auf die gleiche Art ermordet, aufgefunden worden."

„Ein anderer Mann?"

„Ein Fremder, der vorsprach, um Herrn Vantine zu besuchen. Nach meiner Theorie waren sie beide, der Fremde und Herr Vantine, getötet worden, während sie damit beschäftigt waren, ein Geheimfach an dem Boule-Schränkchen zu öffnen. Ist Ihnen etwas aus der Geschichte des Schränkchens bekannt, Herr Armand?"

„Wir sind der Ansicht, daß es von Boule selbst für die Madame de Montespan angefertigt worden ist," antwortete er. „Es ist das Original zu einem anderen, das sich jetzt im Louvre befindet, und von dem man weiß, daß es dem Großen Ludwig gehört hat."

„Das war auch Vantines Ansicht," sagte ich. „Wie er zu diesem Schlusse gekommen ist, weiß ich nicht —"

„Herr Vantine war ein Kenner," sagte Armand ruhig. „Es gibt gewisse Kennzeichen, die keinem Kenner entgehen."

„Seine Ansicht über die Geschichte des Schränkchens war es," erklärte ich, „die mir die Grundlage für meine Theorie lieferte. Ein Schränkchen, das Madame de Montespan gehört, würde natürlich ein Geheimfach besitzen, und da es in den Tagen von Brinvilliers und La Voisin hergestellt wurde, was wäre natürlicher, als daß es durch einen vergifteten Mechanismus gehütet würde?"

„Was wäre natürlicher, Sie haben recht," meinte mein Besucher mit erregter Stimme, und es schien mir, als folge er mir mit verstärktem Interesse. „Das ist eine ganz vernünftige Ueberlegung, Herr Lester!"

„Sie schien eine Situation zu erklären, für die sich keine andere Erklärung auffinden ließ," sagte ich. „Und sie hatte zudem den Vorzug, romantisch zu klingen."

„Das ist einzigartig," stimmte er lebhaft bei und seine Augen brannten wie zwei glühende Kohlen. „Von klein auf," setzte er hinzu, als er bemerkte, wie ich ihn ansah, „bin ich ein Liebhaber von geheimnisvollen Geschichten gewesen. Sie üben einen Zauber auf mich aus, den ich nicht erklären kann; in meinem Blute liegt etwas, das durch sie ausgelöst wird. Ich sage mir bisweilen, daß ich das Zeug zu einem großen Detektiv oder zu einem großen Verbrecher gehabt hätte, und nun bin ich nur ein Händler von Kuriositäten geworden. Sie werden verstehen, wie mich eine so ungewöhnliche Geschichte fesselt."

„Vielleicht können Sie uns behilflich sein," schlug ich vor, „denn diese Theorie von mir ist völlig Lügen gestraft worden."

„Lügen gestraft? In welcher Weise?" fragte er.

„Das Geheimfach ist aufgefunden worden . . ."

„Wie?" rief er aus, wobei seine Stimme vor Ueberraschung sich erhob. „Wie? Gefunden? Das Geheimfach ist gefunden worden?"

„Jawohl, und es wurde festgestellt, daß kein vergifteter Mechanismus es behütete."

Er atmete tief auf. Dann faßte er sich und lachte ein wenig vor sich hin.

„Ich darf," sagte er, „mich wirklich nicht so gehen lassen. Es ist wie eine Art Berauschung. Sie sagten, man habe die Schieblade entdeckt, und es sei kein Gift daran gewesen? War das Fach leer?"

„Nein, es war ein Päckchen Briefe darin."

„Köstlich! Liebesbriefe sicherlich! Billets-doux vom Großen Ludwig an die Montespan vielleicht?"

„Nein, unglücklicherweise waren sie weit neueren Datums. Sie sind ihrem Besitzer zurückerstattet worden. Ich hoffe, Sie sind mit mir einverstanden, daß dies richtig war?"

Er saß einen Augenblick schweigend da und sah mich scharf an. Ich hatte das unbehagliche Gefühl, daß er, da ihm ja unzweifelhaft bekannt war, von wem das Schränkchen gekauft worden war, die ganze Geschichte vollständiger rekonstruierte, als ich sie ihn hatte wissen lassen wollen.

„Da die Briefe zurückerstattet worden sind," sagte er schließlich etwas trocken, „hat es keinen Wert, darüber zu diskutieren. Aber ohne Zweifel würde ich beistimmen, wenn ich die näheren Umstände kennen würde. Besonders wenn man einer Dame damit einen Dienst erweisen könnte!"

„Das war der Fall," gestand ich, und ich sah es ihm an, daß er den Hergang verstand.

„Dann haben Sie richtig gehandelt," sagte er. „Ist keine andere Erklärung für den Tod von Herrn Vantine und dieses Fremden gefunden worden?"

Fortsetzung folgt.

Lau-lau-lauten-Lie-lie-lied.

Frühlingsverse von
Gustav Hochstetter.

(Nachdruck verboten.)

Eine Laute ist ein Ding, wodrauf man schlägt,
Wenn im Herzen sich die Lo-la-liebe regt.
Ach, ich lo-la-liebe gar so sehr,
Darum nehm' ich jetzt die Lau-lau-laute her.

Deine Haare sind so wo-wa-weizenblond,
Grad als hättst du sie im Mai zu viel gesonnt.
Deine Fo-fa-füßchen sind so klein und schön,
Du hast sicher lauter kleine Zeh'n am Been.

Deine Taille ist so schlank und do-da-dünn,
Wenn sie dir mal nächstens abbricht, bist du hin!
Deine Nase ist so klein und sp-spa-spitz,
Wenn du schneuzt, kriegt immer 's Lachentuch 'nen Ritz.

Deine Lippen sind so brennend ri-ra-rot,
Wenn du ißt, gibt's rosa Flecken auf das Brot;
Doch wer weiß, am Ende kommt das davon her:
Vielleicht schminkste, schminkste, schminkste dich zu sehr.

Weil mir alles dieses wunderbar gefällt,
Sing ich auf der Laute, daß es gi-ga-gellt.
Komm und gib mir einen Ki-la-ko-ku-kuß,
Denn dann mach' ich mit dem Singen Schli-schla-schluß.

Aprilweisheit in Westentaschenformat.

Gesammelt von
Professor Ypsilon.

(Nachdruck verboten.)

— — — Wußten Sie schon, daß das neue Reichswerk Preßlinghausen, welches ausschließlich zur Herstellung von Reichsbanknoten dient, mit 500 000 Volt Hochspannung arbeitet? Dort treiben zehn Motore von je 1000 Pferdekräften ununterbrochen eine Hochdruck-Rotationsschnellpresse von 10 Meter Walzendurchmesser. Die Ausbeute ist so groß, daß die Scheine eines einzigen Tages aneinandergelegt den Aequator seiner ganzen Länge nach bedecken würden.

— — — Am 1. April sollen zwei neue Serien deutscher Briefmarken in den Farben ultraviolett und infrarot herausgegeben werden.

— — — Wegen der auch in Aegypten herrschenden Wohnungsnot sollen die Pyramiden zu Kleinwohnungen ausgebaut werden. Die ägyptischen Mieteinigungsämter haben sich über die Höhe der Wohnungsmiete noch nicht schlüssig gemacht.

— — — Bei der bevorstehenden Erforschung des Mount Everest erwartet man u. a. eine Art Schlaraffenland anzutreffen. Es soll dort nämlich äußerst fruchtbare Hochtäler geben, in denen Milch-, Brot-, Butter-, und Honigbäume wachsen. Die Früchte der gleichfalls dort heimischen Kuchenstaude sollen im Geschmack an unseren Napfkuchen erinnern.

— — — Zur Verbesserung der Milchversorgung der deutschen Großstädte sollen vom 1. April ab auf Wunsch in den Haushaltungen Milchautomaten aufgestellt werden, die durch Röhrenleitungen mit den Molkereien verbunden werden. Gegen eine erhöhte Gebühr wird man den Automaten auch kuhwarme Milch entnehmen können.

— — — Aus einer kürzlich aufgefundenen altrömischen Inschrift ergibt sich mit Sicherheit, daß bereits Nero ein Einglas (monoculum) getragen hat. Sein blutdürstiger Charakter ist dadurch hinreichend erklärt.

— — — Wußten Sie schon, daß kürzlich bei einer amerikanischen Großfunkstelle Zeichen aufgefangen worden sind, die unzweifelhaft vom Mars herrühren? Die Zeichen lauteten: „quat . . ."; drei Buchstaben schienen noch zu fehlen.

— — — Wußten Sie schon, daß die Hausbesitzer mit großer Stimmenmehrheit den Beschluß gefaßt haben, vom 1. April ab keine weiteren Mietssteigerungen mehr vorzunehmen?

— — — Wußten Sie schon, daß vom 1. April ab für jeden Wagen der Personen- und Schnellzüge unserer Eisenbahnen ein Leseabteil mit den neuesten Tageszeitungen und Zeitschriften eingerichtet wird?

— — — Wußten Sie schon, daß die Reichspost der schnelleren Briefbestellung wegen vom 1. April ab für jeden Landbriefträger ein Motorrad anschafft?

Die Amme.

Von
Adolf Kassau.

(Nachdruck verboten.)

Helene, die schneidige Großmagd des Gutsbesitzers Rumpf, saß am späten Abend in ihrer Kammer vor dem lichterhellten Spiegel und kämmte sich das üppige, in hellblonden, welligen Strähnen lang über Schultern, Arme und Stuhllehne herabwirbelnde Haar, als sie von draußen langsam tappende, im Kies leise knirschende Schritte vernahm. Sie erhob sich, trat ans kleine Fenster, schob den weißen Vorhang ein wenig beiseite und luzte hinaus. Dabei sprach sie in spöttischem Tone vor sich hin: „Na ja, da bist du ja wieder, du dummer Christoffel."

Dann trat sie, einen deutlichen Ausdruck ihres Unwillens in den Mienen, zurück, und nahm mit vielem Geschick ihre künstlerische Tätigkeit wieder auf. Wider Willen beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem dummen Christoffel da draußen, der es sicher schon als ein großes Glück empfand, daß sie überhaupt nach ihm ausgeschaut hatte. Sie mochte ihn nicht leiden, und seine zähe Anhänglichkeit war ihr in der Seele zuwider. Schon in der Schule, im benachbarten Heimatsorte Poggheim, wo Christoffel ein kleines Kuhbauerngut besaß, hatte er ihr seine Zuneigung auf mannigfache Weise kundgetan, und sie, die arme Tagelöhnertochter, hatte die kleinen Geschenke, die Aepfel und Nüsse, die belegten Butterbrote und Semmeln, die er, der große Lümmel, ihr, dem pusseligen, zarten Dinge, heimlich zusteckte, ohne ein Wort und auch nur einen Blick des Dankes hingenommen. Und so war es seither geblieben. Wenn die Post ihr zu ihrem Geburtstage und zu Weihnachten ein Paket mit kleinen und großen Geschenken brachte, so wußte sie wohl, wer der unermüdliche Spender war, und sie nahm es an, ohne jemals daran zu denken, dem freundlichen Geber einen Dankesgruß zu senden. Der schien das auch gar nicht zu erwarten; denn seine Anhänglichkeit und Treue blieben sich augenscheinlich gleich und waren offenbar unverwüstlich.

Sie ärgerte sich über diese hündische Zutraulichkeit, so oft sie durch seine Nähe daran erinnert wurde. Sie konnte ihn nicht ausstehen. Seine schiefe Schulter, sein grobgeschnittenes Gesicht, seine plumpen Hände mit den klobigen Fingern, sein bärenhafter Gang, sein linkisches Benehmen — alles an ihm stieß sie ab und gab ihr nur Veranlassung zu höhnischen Bemerkungen. Und seitdem sie seinetwegen mit ihren Eltern, die ihre Verheiratung mit ihm durchaus hatten zustande bringen wollen, zerfallen war, haßte sie ihn geradezu,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210401029/fragment/page=0001

So kümmerte sie sich auch heute Abend nicht im mindesten um ihn, sondern verlöschte, als sie mit ihrem Aufputz fertig war, das Licht und ging ihrer ebendlichen Beschäftigung nach.

Und in der Nacht, als alle Lichter verlöscht und alle Hunde verstummt waren, die Katzen nur umherstoben, die Fledermäuse um die Hausecke jagten und die Eulen unhörbaren Fluges aus den Schallöchern des Turmes huschten, strich ein wilder Gesell auf leisen Zehen über den Flur zu ihr in die Kammer. Das war der Sohn des Gutsbesitzers, ein junger Dachs, der sein Jahr bei den roten Husaren abdiente und seit acht Tagen auf Urlaub war.

Sie hatte sich bisher sauber gehalten, hatte allen Lockungen widerstanden, und galt als die Sprödeste im Dorfe. So war sie vierundzwanzig Jahre alt geworden, war also nun aus den dummen Jahren heraus, und da kommt nun dieser verwegene Raubritter daher und erobert die für uneinnehmbar geltende Festung auf den ersten Ansturm!

Und während die beiden Uebeltäter sich nach Herzenslust ergötzten, stapfte der arme Christoffel auf einsamem Wege heimwärts nach Poggheim, den Kopf voll steifer, schwerer Gedanken und das Herz voll bitteren, hart hämmernden Weh's.

Was gekocht ist, muß auch gefressen werden, sagt ein bäuerisches Sprichwort. Die beiden Liebenden hatten allzu heiß gekocht, so daß Helene sich die Flügel verbrannt hatte und sich auf einmal in dem geruhigen Flug ihres jungfräulichen Stolzes gehemmt sah. Der Oberkoch war gegangen, wie er gekommen war: unbekümmert und unbehelligt, und sie fand sich genötigt, die Suppe allein auszulöffeln.

Sie war darüber erstaunt, daß sie sich nur geängstigt, aber keineswegs unglücklich fühlte, als die Pulse neuen, freudigen Lebens sie durchzuckten. Aber in die süßen Schauer des Mutterwerdens mischte sich die Scham des zerschmetterten Stolzes, die noch dadurch gesteigert wurde, daß sie den Vater ihres Kindleins jünger wußte, als sie selber war. Nie würde sie es über sich bringen, den Jüngling der Vaterschaft zu bezichtigen. Das stand bei ihr nicht minder fest, als das andere, daß sie unter keinen Umständen bei ihren Eltern um Aufnahme nachsuchen würde.

Nach tage- und nächtelanger Ueberlegung entschloß sie sich, den Dienst zu kündigen und in eine fremde Gegend zu zu ziehen. Als ihr Geliebter nach beendeter Dienstzeit ins Elternhaus zurückkehrte, war sie schon vom Hofe verschwunden.

Sie mietete sich in einer entfernten Stadt ein Zimmer und lebte hier, ihre Zeit abwartend, in tiefster Zurückgezogenheit von ihren Ersparnissen.

Nach harten Wochen gab sie einem Mädchen das Leben, und all ihr Herzeleid milderte sich zu stiller Ergebung, als sie das zarte Menschenpflänzchen neben sich fühlte.

Einige Tage darnach, als sie schon das Bett verlassen hatte, machte ihr die Wärterin, eine alte Hexe mit gekrümmten knochigen Diebesklauen und kaltem, häßlichen Blick, einen Vorschlag, der sie bis ins Innerste erschütterte.

„Als Amme soll ich gehen? Von meinem Kindlein soll ich mich trennen?" rief sie entsetzt.

„Ja, aber Fräulein, was wollen Sie denn anfangen?" entgegnete die Alte. „Mit dem Kinde im Arm wird sie doch keine Herrschaft in Dienst nehmen. Und nach dem, was Sie mir von Ihren Verhältnissen erzählt haben, müssen Sie doch wieder Arbeit nehmen, um leben zu können."

„Ein paar Jahre hätte ich schon zu leben, mit Gelegenheitsarbeit nebenbei."

„Aber was dann? Da ist's schon am besten, Sie trennen sich von dem Kinde, ehe sie sich aneinander gewöhnt haben. Später würde Ihnen beiden die Trennung viel schwerer fallen."

„Und wo soll ich das Kind lassen?"

„Nun, ich habe schon so manches Wurm großgezogen und würde auch Ihres, wills Gott, aufpäppeln. Versteht sich, gegen eine kleine Vergütung. Für fünfzehn Mark monatlich mache ich die Sache. Soviel verdienen Sie als Amme in einer Woche. Und warum wollten Sie denn den Vater des Kindes nicht antreten lassen? Lassen Sie nur den Kerl gehörig berappen! Wer maust, wird auch gezaust! Immer Geld nehmen, wo's zu haben ist!"

„Ich will mir's überlegen."

Als die Alte gegangen war, sank sie auf ihr Lager nieder und schluchzte in sich hinein. Ihre Sinne und ihr Herz waren an die harten Stimmen und die häßlichen Gestalten der Not und des Elends von Kindheit an gewöhnt worden; aber in so nackter Scheußlichkeit und mit so schrillen Tönen war ihr der Jammer des Lebens noch nie entgegengetreten.

Am nächsten Tage gab ihr die Hebamme denselben Rat, ihr das Los ihres Kindes und das Leben als Amme in den rosigsten Farben schildernd.

Einige Tage später gab sie nach durchwachten Nächten dem Drängen der beiden Weiber nach und erklärte sich damit einverstanden, daß diese sie bei der Vermittlungsstelle anmeldeten.

Nach Verlauf von vier Wochen begab sie sich auf das Gesindebureau, wo sie den musternden Blicken von einem Dutzend Frauen standzuhalten hatte. Man riß und stritt sich um sie, und nach einer Weile wurde ihr mitgeteilt, daß sie unter den günstigsten Bedingungen bei einem Fabrikbesitzer in einer entfernteren Großstadt in Dienst treten würde und schon am nächsten Morgen die Reise dahin antreten müsse.

In der Nacht saß sie bis an den Morgen aufgeregt in ihrem Bette, ihr Kindlein immerwährend herzend und kosend. Als die Wärterin bei ihr eintrat, war der Quell ihrer Tränen ausgeschöpft bis auf den letzten Tropfen.

Händeringend stand sie vor der Alten und bat sie immer von neuem flehentlich, das Kindlein ja gut zu pflegen und sauber zu halten. Sie wollte ihr außer der festgesetzten Vergütung ein Geschenk machen, wenn das Kind gut gehalten würde.

Noch einmal neigte sie sich mit einem langen Blicke über die kleine Schlummernde und stürzte dann, hastig hinwegeilend, den bitteren Kelch der Trennung von dem Liebsten, was sie auf der Welt besaß, hinunter.

In dem Hause des Fabrikherrn fand sie liebevolle Aufnahme und sorgfältige Verpflegung.

Als sie dann erstmals das fremde Kind an ihrer Brust fühlte, erschauerte sie in namenlosem Weh. Ihr eigenes Kind mußte das entbehren, was sie einem Fremden darzubieten genötigt war. Ihr Herz schrie nach ihrem eigenen Fleisch, wie sie dies nach seiner Mutter schreien wußte. Alles, was eine Mutter zu geben vermag, entzog sie ihrem Kinde, um es dem Fremden zu geben. Alles, wessen ein hilfloses Geschöpfchen bedarf, verweigerte sie um schnöden Lohn dem eigenen Fleisch und Blut, um es hier zu vergeuden an ein Wesen, das ihr nichts bedeutete, nichts bedeuten konnte, das sie um ihres eigenen Kindes willen haßte, hassen mußte.

So verwandelte sich ihr Herzeleid in Haß und Zorn, und sie mußte mit aller Gewalt an sich halten. Es klopfte aufrührerisch in ihren Schläfen und hämmerte in allen ihren Pulsen und zuckte in ihren Händen, den Fremdling von ihrer Brust zu reißen und ihn seinen neugierig zuschauenden Eltern vor die Füße zu schleudern.

Und sie fand keine Ruhe. Die schlaflosen, durchgrübelten Nächte raubten ihr alle Lust und Kraft. Sie wurde von Tag zu Tag matter und nahm sichtlich ab, so daß die Hausfrau sie sorgenvoll beobachtete.

Als acht Tage verflossen waren, war ihre Widerstandskraft erschöpft. Sie trat vor ihre Herrin und polterte in fliegender Hast heraus: „Es geht nicht mehr! Ich halt' es nicht mehr aus! Die Sehnsucht und Sorge um mein eigenes Kind frißt mich auf! Verzeihen Sie! Aber ich kann nicht mehr! Entlassen Sie mich, damit ich dahin zurück kann, wohin ich gehöre, zu meinem eigenen Fleisch und Blut!"

Die kluge Frau verstand sie und würdigte ihre Gefühle. Sie zahlte ihr für einen Monat Lohn, gab ihr das Reisegeld und entließ sie mit Wünschen für ihre Zukunft. Helene dankte bewegt, verabschiedete sich und eilte hinweg. Ihre Sachen sandte sie an ihre Eltern nach Poggheim.

Am Nachmittag kam sie in der Geburtsstadt ihres Kindes an. In fliegender Hast ging sie in die Wohnung der Pflegerin. Sie fand die Tür verschlossen. Es war ihr, als ob sie drinnen ein leises Wimmern hörte. Sie legte das Ohr an, und nun vernahm sie deutlich ein klägliches Stimmchen. In heller Verzweiflung riß sie an der Klinke und schrie: „Macht auf! Macht auf! Gebt mir mein Kind heraus!"

Eine Nachbarin steckte den Kopf aus ihrer Tür und fragte: „Sie sind wohl die Mutter des Kindes?"

Sie antwortete: „Ja, ich bin es! Ich bin die Mutter! Ich will zu meinem Kinde! Mein Kind! Mein Kind!"

Die Frau sagte: „Beruhigen Sie sich nur, Fräulein! Ich werde Ihnen aufschließen."

Als Helene ins Zimmer trat, schrie sie laut auf. Da lag ein leise jammerndes Kindlein, von schmutzigen Decken umhüllt, in einem halbverfaulten Wäschekorb, der an der Erde stand. War dies bleiche, zusammengesunkene Wurm ihr dralles, pralles Mädchen? Sie schlug die Decken auf und sah nun an dem kleinen Muttermal auf der Brust gleich unterhalb des Halses, daß dies halb verhungerte, in nasse, verschmutzte Windeln gehüllte Kind ihr eigen geborenes war. Sie riß ihr Brusttuch herunter und wickelte das kalte, halberstarrte Ding hinein. Dann ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, öffnete den Latz und legte es an ihre warme, volle Brust. Das Kind schluckte die ersten frei herausquellenden Tropfen und sog dann bald mit gierigen Zügen.

Sie wartete die Ankunft der Alten nicht erst ab, sondern ging in die Stadt, um für ihr Kleines Wäsche und Tücher zu kaufen.

Am andern Tage reiste sie weiter in die Heimat. Sie richtete es so ein, daß sie am späten Abend anlangte. Am Hause ihrer Eltern ging sie vorbei; sie schlich sich hin zum Hause des Christoffel. Es war noch Licht in der Stube; doch getraute sie sich nicht hinein. Nun stand sie als Werberin unter seinem Fenster, wie er oft unter dem ihrigen gestanden hatte. Nach einer geraumen Weile klopfte sie leise ans Fenster; Drinnen erhob sich jemand und stapfte schwerfällig heraus. Sie wußte, daß er es war.

Als er lauschend und auslugend über die Schwelle schritt, trat sie vor ihn hin.

„Helene, du kommst zu mir?"

„Ja, Christoffel, und ich bitte dich, mich aufzunehmen, um meines Kindes willen."

„Auch um Deinetwillen, Helene."

So darf ich bei dir bleiben?"

„Ja, wenn du willst, für immer. Nun komm nur! Komm nur herein! Du bist gewiß hungrig und müde. Du sollst essen und schlafen."

Während sie hineingingen, fragte sie: „Du wirst mich nicht wieder hinausweisen?"

Und er antwortete: „Nein, ich nicht, Helene, sicherlich nicht. Wenn du nicht von selber gehst."

„So darf ich hierbleiben und soll deine Frau werden?"

„Ja, Helene, und ich will deinem Kinde ein rechter Vater sein."

Christoffel hat Wort gehalten. Helene ist heute die glücklichste Frau im Orte ;denn sie hat ihren einst von ihr so verachteten Christoffel herzlich lieb gewonnen. Seine unbezwingliche Herzensgüte, sein in jeder Hinsicht redlicher Sinn und seine praktische Klugheit haben sie ganz und gar zu ihm bekehrt und haben sie die Einsicht gewinnen lassen, daß die äußeren Vorzüge eines Menschen wenig bedeuten wollen gegenüber den inneren. Eine Schar blühender, wohlgestalteter Kinder ist der sicherste Beweis ihres innigen Herzensbundes.

Aus der Geschichte des 1. April

Plauderei von

Alfred Mello.

Er ist ein launischer, wetterwendischer Gesell, der Monat April. Hält uns nicht nur am ersten seiner Tage, sondern während voller vier Wochen zum Schallsnarren. Macht ein griesgrämliches Gesicht, daß wir glauben, es sei noch kein Frühling im Werden, um am nächsten Tage goldenen Sonnenschein aufleuchten zu lassen. Wer dann meint, nun sei es an der Zeit seinen Wintermantel in den Schrank zu hängen, den erfreut er mit einem tüchtigen Regenguß, läßt den Wind durch alle Straßen fegen und schickt den also Genarrten mit einem tüchtigen Aprilschnupfen heim.

Ja, der liebe Monat April macht sich fast alle Tage das Vergnügen, jemanden „in den April zu schicken". — Dagegen ist es bei uns Erdenmenschen üblich, nur am ersten Tage des April sich einen Scherz mit seinem lieben Nächsten zu leisten. Und da man in allen Ländern auf dem Erdenrund die Sitte des Aprilscherzes kennt, so wird der April zum Allerweltsnarren.

Es gibt schlechte und gute Aprilscherze; solche, die üble Späße sind, andere, die Witz und Humor besitzen. Von einem solchen erzählt eine Neapeler Chronik vom Jahre 1650. Der Graf Monterey, zugleich Vizekönig von Neapel, aß einen Fisch namens Marcomo mit besonderer Vorliebe. Am 1. April wünschte er wieder sein Lieblingsgericht auf der Tafel. Da aber dieser Fisch nur bis Mitte März zu fangen war, wußte sich der Koch dadurch zu helfen, daß er einen täuschend ähnlichen Fisch als Gebäck zubereitete. Wie er ihn zur Tafel brachte, meinte der Vizekönig gut gelaunt: „Es ist zwar kein Märzfisch, wie ich ihn so gern esse, aber auch dieser Aprilfisch soll mir trefflich munden." „Seit dieser Zeit werden in Italien die Aprilscherze „Aprilfische" genannt.

In Amerika leistet man sich die verschiedensten, mehr oder weniger harmlosen Aprilspäße. Daheim sind es die lieben Kinder, die den Eltern einen Schabernack spielen. Man gießt Wasser in das Tintenfaß auf Vaters Schreibtisch, schüttet Salz in die Zuckerdose, versteckt Mutters Pantoffeln und was dergleichen Kinderspäße mehr sind. Harmlos bietet die Freundin der anderen Schokolade an, die aus Seife nachgeahmt ist, der Freund versorgt seinen Bekannten mit Scherzzigarren und in Gesellschaften kann man Kuchen zu kosten bekommen, dessen Füllung aus Sand oder Baumwolle besteht. Ein wirklich guter Aprilscherz (?) ist es aber, wenn Freunde zum Abendbrot eingeladen werden und sie bei ihrer Ankunft an der verschlossenen Tür einen Zettel mit der Aufschrift „Aprilnarr" lesen.

In Indien wird am 1. April das Hul-Fest, das Fest des Frühlings gefeiert, wobei Aprilscherze seit alten Zeiten üblich sind. Man belustigt sich dabei mit Späßen wie bei uns und anderswo; ein besonderes Vergnügen ist es aber, allerhand Aufträge zu bestellen, wobei die Beteiligten genasführt werden. Gerade dieser Aprilscherz ist auch bei uns auf dem Lande sehr beliebt. Da wird in der Apotheke Drachenmilch oder Mückenfett verlangt; man fragt, ob man für zehn Pfennige Owiedummkraut kaufen kann und auch Rosegger wurde als Bauernbub am 1. April zum Krämer geschickt, einen Sternanzünder zu kaufen.

Nicht schlecht spekuliert hatte ein Schlaukopf, der am 31. März 1917 im Schweizer Lokalblatt von Brugg, zur Zeit, als die Lebensmittelhamsterei in vollem Schwunge war, eine Bekanntmachung erließ, daß, wer mehr Lebensmittel besitzt als für 14 Tage nötig, diese am 1. April von 10—12 Uhr auf dem Rathaus abzuliefern habe: andernfalls treten hohe Geldstrafen in Kraft. Und richtig kamen eine ganze Anzahl Leute mit schwerbepackten Körben und Handwagen vor das Rathaus gezogen, wo sie verdutzt und ärgerlich wahrnehmen mußten, daß sie als Hamsterer sich selbst bekanntgegeben hatten. Im Mittelalter belustigte der Prediger seine Gemeinde durch das Erzählen einer fröhlichen Ostergeschichte, die man auch „Osterscherz" nannte. Hieraus ist dann der „Aprilscherz" entstanden. Zeugt es nicht von köstlichem, ungesuchten Humor, wenn der Prediger alle Männer, die das Regiment zu Haus führen, auffordert, den Ostergesang anzustimmen — jedoch alles schweigt! Nun er aber die Frauen darum frägt, diese insgesamt das Osterlied erschallen lassen. So geschehen im 14. Jahrhundert.

Oder sollte die Frau auch heute noch daheim das Regiment führen?

Nein!

Das ist sicher nichts weiter als — ein Aprilscherz!

Aus dem „Drachen".

„Der Drache", eine ungemütliche sächsische Wochenschrift, herausgegeben von Hans Reimann.

In der Meßhalle, die zu normalen Zeiten „Universität" betitelt ist, reißen Arbeiter die bretterne Schutzhülle vom Standbild des Königs Friedrich August herunter.

Ein Studiker: „Gude! De Wiedererweckung der Monarchie!"

*

Onkel Otto aus Bärne kommt zu jeder Messe nach Leipzig und schleppt mich ins Theater. Diesmal in den „Reigen".

Als wir den Saal verließen, ward dem Onkel eine psychologische Erleuchtung, und er sprach: „Dähr Schnitzler iß sicht mahl zur Messe in Leibzi gewähsn!"

*

In der Eisenbahnstraße vor dem Grünewarenladen der Kittlern stehen zwei Kinder. Der Junge schaut angelegentlich in einen Gemüsekorb und sagt plötzlich zu seinem Schwesterchen:

„Guckemah, Hettwich, das sieht grade wie ä Gesichte!"

„Wo denne? Ich sähe nicht."

„Nu hier . . . gude nur . . . da sinn de Oochn, und da iss dä Nase . . ."

„Wo denne nur?"

„Siehstes denne noch nicht?"

„Ich sähe nicht."

„Da . . . da sinn ooch de Ohrn . . ."

Die Kleine, schon weinerlich: „Ich sähs nich . . ."

Der Junge, schon heftig: „Nu gucke nur ordntlich hin! Ganz deitlich! Hier isses Maul . . . unn de Nase, unn das issis eene Ohr . . . siehstes denne noch nich?"

„Nee!"

„Wennstes jetzt awwr nich balde siehst, da krijste eene gekläbbt!"

*

Am Balletabend der Staatsoper dirigierte Johann Strauß, als Einlage, die Ouvertüre zur „Fledermaus". Ehe es losgeht, wird es dem Publikum mitgeteilt. Nach Beendigung der Ouvertüre frägt meine Nachbarin: „Verzeihn Se, das war doch die Ouvertüre zu „Fidelio?" — Ich: „Nein, zur „Fledermaus!" Sie: „Ach, dann hab ich mich verhört!"

Literatur.

Elementargesetze der bildenden Kunst, Grundlagen einer praktischen Aestgetik. Von Professor Dr. Hans Cornelius. 3. vermehrte Auflage. Mit 247 Abbildungen im Text und 11 Tafeln. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1920.

Ausgehend von der Grundforderung, daß alle künstlerische Gestaltung im Gebiete der bildenden Kunst Gestaltung für die Befriedigung des Auges ist, zeigt der Verfasser, die theoretischen Ausführungen durch praktische Anwendungen in Beispiel und Gegenbeispiel erläuternd, wie sich aus dieser Forderung die Elementargesetze künstlerischen Schaffens in Malerei, Plastik, Architektur, Graphik, in kunstgewerblicher und kunstindustrieller Arbeit ergeben. Das Werk trägt so in gleicher Weise zur Beseitigung der Auswüchse moderner Kunstübung als auch positiv zur Verbreitung einer gesunden und zielbewußten künstlerischen Kultur bei. Es ist nicht nur für Gelehrte geschrieben, sondern wendet sich auch an Künstler, Kunsthandwerker und Kunstindustrielle sowie überhaupt an alle diejenigen, die sich in praktischer Betätigung mit künstlerischen Fragen auseinanderzusetzen haben.

Schimmelpflug. Seid fruchtbar! Andreas Knuepffler-Verlag, München.

Die Zukunft des deutschen Volkes ist abhängig vom Willen zur Fruchtbarkeit. Auch die verlustreichsten Kriege, die wütendsten Seuchen können eines fruchtbaren Volkes Rückgrat nicht brechen. Andererseits kann alle soziale Fürsorge und das heißeste Bemühen, die Sterblichkeitsziffern herabdrücken, wie auch jeder noch so erfreuliche hygienische Fortschritt niemals ein unfruchtbar gewordenes Volk vor dem Untergang bewahren. — Das sind die Gedanken, die dem neuen Werk zu Grunde liegen, das unter dem Titel „Seid fruchtbar" erschienen ist. Der Verfasser wirbt mit starker künstlerischer Kraft für seine Gedanken. Daß er dabei manchem Volksgenossen unangenehme Dinge sagen muß, ist nicht zu ändern und daß er über eheliche Dinge offen spricht, hält er für seine Pflicht.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210401029/fragment/page=0002